

Wolfgang Huber

Unverzichtbare Gemeinschaft – Überlegungen zu einer Ökumene des Indikativs

Dank für die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum am 26. April 2017

I.

Am 16. November 2005 durfte ich zum vierzigjährigen Jubiläum der beiden theologischen Fakultäten der Ruhr-Universität Bochum einen der zwei Festvorträge zu halten. Ich wählte als Thema: „Unverzichtbare Theologie. Ihr Beitrag für Universität, Kirche, Gesellschaft.“ Damals konnte ich nicht ahnen, dass ich etwas mehr als ein Jahrzehnt später hier stehen würde – in dankbarem Staunen darüber, dass die Katholisch-Theologische Fakultät dieser Universität einem evangelischen Theologen die Ehrendoktorwürde verleiht und dass ich der glückliche Empfänger dieser Ehrung bin. Ich weiß nicht, wie oft das in Deutschland schon geschehen ist; ein römischer Fall dieser Art steht uns ja allen vor Augen. Dem Empfänger der Ehrung durch die Lateran-Universität, Christoph Marschies, danke ich ebenso wie Teresa Berger für die Laudationes. Sie waren von der Art, die Eberhard Bethge, Dietrich Bonhoeffers Freund und Biograph, mit dem Rat zu begleiten pflegte: „Wenn man dich heute loben sollte, glaube jedes Wort.“

Die Auszeichnung, die ich heute empfangen darf, beglückt mich deshalb in so außerordentlichem Maß, weil sie das gemeinsame ökumenische Gedenken verstärkt, das sich zu meiner Freude immer deutlicher mit den Jubiläumsfeierlichkeiten zu 500 Jahren Reformation verbindet. Besonders bewegt es mich, dass ich diese Ehrung mit meinem verehrten Partner in einer gemeinsamen Zeit der Leitungsverantwortung für

unsere Kirchen, dem mir auf diesem Weg zum Freund gewordenen Karl Kardinal Lehmann zusammen entgegennehmen darf. Uns verbindet die Überzeugung, dass die Gemeinschaft unserer Kirchen so unentbehrlich ist wie gute Theologie.

II.

In dem Maß, in dem ich für die ökumenische Zusammenarbeit unserer Kirchen mitverantwortlich wurde, ist mir deutlich geworden, dass wir dabei nicht nur auf das achten sollten, was wir uns wünschen oder gar einfordern wollen, sondern ebenso, ja stärker noch auf das, was uns gegeben ist. Die ökumenische Debatte ist jedoch sehr stark durch den Blick auf das geprägt, was noch nicht der Fall ist. Die Ontologie des Noch-nicht, von der Ernst Bloch einst sprach, wird, so denke ich manchmal, kaum irgendwo so konsequent befolgt wie in der öffentlichen Diskussion über den Stand der Ökumene. Verstärkt wird das durch das biblische Leitwort, das nicht nur die Ökumene-Enzyklika Papst Johannes Pauls II. von 1995 prägt, sondern auch auf evangelischer Seite, beispielsweise als Motto des Christlichen Vereins Junger Menschen oder des Studentenweltbunds verwendet wird: „ut omnes unum sint – auf dass alles eins seien“. Diese kurze Formel hat eine eigentümlich Sogkraft. Sogar in säkularen Zusammenhängen taucht sie als Leitwort auf, beispielsweise für die 1946 wieder eröffnete Universität Mainz oder, was noch mehr erstaunen mag, im Siegel des Collège de France.

Dieses Wort geht auf die Abschiedsreden Jesu im Johannesevangelium zurück: Christus, der zu seinem Vater erhöht wird, betet für seine Jünger, die in der Welt bleiben, und bittet Gott, den Vater für sie: „Erhalte sie in deinem Namen, den du mir gegeben hast, dass sie eins seien wie wir“ (Johannes 17,11).

Die Einheit zwischen dem Vater und dem Sohn im Heiligen Geist gilt diesem Gebet zufolge als das Unterpfand der Einheit, die Christus auch für seine Jünger erbittet. Doch die Verselbständigung der Kurzformel „ut omnes

unum sint: dass alle eins seien“ macht aus einem Gebet, das diese Einheit in Gottes Hand legt, einen Imperativ, der auf die Glaubensspaltung mit der Forderung antwortet, dass doch alle endlich eins sein sollen. Der Abstand einer solchen Vorstellung von der Gebetsbitte des johanneischen Christus ist unverkennbar; der Wirkmächtigkeit einer solchen Verwendungsweise tut das keinen Abbruch. So manches Mal habe ich dieses Wort mit dem Unterton zitieren hören, nun müssten wir doch endlich wissen, was wir zu tun hätten – nämlich selbst dafür zu sorgen, dass endlich alle eins seien.

III.

Je länger ich meine christliche, kirchliche und theologische Existenz in ökumenischer Gemeinschaft zu leben versuche, desto wichtiger wird mir, nicht nur nach dem Ziel, sondern vor allem nach dem Grund unserer ökumenischen Verbundenheit fragen. Für diese Frage lasse ich mich von einem anderen neutestamentlichen Text leiten, den ich gern das Hohe Lied der Einheit nenne. Er findet sich im 4. Kapitel des Epheserbriefs: „*Ein* Leib und *ein* Geist, wie ihr auch berufen seid zu *einer* Hoffnung eurer Berufung; *ein* Herr, *ein* Glaube, *eine* Taufe; *ein* Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen“ (Epheser 4, 4-6).

Dieser biblische Bekenntnissatz bezeugt eine ökumenische Wirklichkeit, die mit dem christlichen Glauben selbst mitgegeben ist. Der eine Herr lädt dazu ein, ein Leib zu sein. Der eine Glaube verpflichtet dazu, sich vom Geist der Wahrheit und der Versöhnung leiten zu lassen. Die eine Taufe macht alle Getauften zu Zeugen der einen Hoffnung.

So wie die Taufe den Anfangspunkt der christlichen Existenz bildet, so wie der Glaube den christlichen Lebensvollzug begründet, so wie der eine Herr den Glaubenden stets vorausgeht, so ist es auch mit der ökumenischen Gemeinschaft. Sie steht nicht zur Disposition; sie ist nicht ins Belieben gestellt. Es handelt sich nicht um eine Entscheidung, welche die Glaubenden treffen oder auch unterlassen könnten. Es handelt sich auch nicht um ein

Ziel, das mit größerer oder geringerer Energie angestrebt werden kann. Die Zusammengehörigkeit der Christen und der Kirchen ist vielmehr mit dem Fundament ihres Bekenntnisses selbst mitgegeben: ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Deshalb spreche ich von „unverzichtbarer Gemeinschaft“.

Die christlichen Kirchen bringen die ökumenische Wirklichkeit nicht durch ihre eigenen Anstrengungen hervor; sie ist ihnen vielmehr vorgegeben. Sie sehen sich allerdings vor die Frage gestellt, ob sie dieser vorgegebenen Wirklichkeit entsprechen oder sie verfehlen. Die Überlegung Dietrich Bonhoeffers, dass es in der Existenz der Kirche immer um die Aktualisierung einer vorgegebenen Realität und nicht um die Realisierung einer dem Menschen voraus liegenden Möglichkeit geht, ist gerade in ökumenischer Hinsicht von großer Bedeutung. Die Ökumene des Indikativs sagt, was die Kirchen ökumenisch *sind*, bevor sie fordert, was sie ökumenisch *werden* sollen. Durch die Erinnerung an das, was der Christenheit gemeinsam anvertraut ist, wird die Berufung dazu verdeutlicht, gemeinsam zu werden, was wir sind: Leib Christi. Es geht um die Aktualisierung einer vorgegebenen Realität.

III.

Die frühe Christenheit hat der christlichen Kirche vier Attribute, vier Wesenseigenschaften mit auf den Weg gegeben: Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität. Die evangelischen Kirchen haben sich mit der Katholizität noch schwerer getan als mit der Einheit. Weil das Katholische als Konfessionsmerkmal verstanden wurde, ersetzte man das „Katholische“ in der deutschen Fassung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses durch das „Christliche“. Das mag historisch verständlich sein, rechtfertigen lässt es sich nach meiner Auffassung nicht. Denn das Attribut des Christlichen verweist auf den Grund der Kirche schlechthin und taugt deshalb nicht als ein Attribut unter anderen.

Ein anderer Weg zeigt sich, wenn man die Frage stellt, wie sich die Attribute der Einheit und der Katholizität zueinander verhalten, die im Glaubensbekenntnis von Nizäa und Konstantinopel neben den Attributen der Heiligkeit und der Apostolizität stehen. Die Einheit verweist auf das, was die Christenheit an allen Orten verbindet. Das Herrengebet ist zu einem besonderen Symbol dieser Einheit geworden. Die Verständigung auf einen gemeinsamen Wortlaut dieses Gebets war für mein persönliches Erleben einer der wichtigsten Schritte zu ökumenischer Verbundenheit überhaupt. Die Hoffnung, dass dies mit dem Wortlaut des Apostolischen und des Nizänischen Glaubensbekenntnis genauso gelingt, liegt als Folgerung nahe.

Die Katholizität dagegen verweist auf die Vielgestaltigkeit, die durch diese Einheit umfasst wird: die Vielfalt und Vielgestaltigkeit der Sprachen, Weltgegenden, Frömmigkeitsformen und Kirchengestalten, in denen das eine Lob Gottes gesungen und das eine Herrengebet gesprochen wird. Wenn das Attribut der Einheit das Verbindende in der weltumspannenden Gemeinschaft der Christenheit unterstreicht, dann dasjenige der Katholizität die Verschiedenheit, die in dieser Einheit Raum findet. Der Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen sagt deshalb in seinem eindrucksvollen Votum zu 500 Jahren Reformation: „Wo legitime Verschiedenheiten in einer Uniformierung zu wenig Raum erhalten oder unzulässige Ausgrenzung geschehen, da wird die Katholizität der Kirche bedroht.“ Ein ökumenischer Geist tritt uns in diesem Votum entgegen, der „die Pluralität der Kirchen eher als Anlass zur Wertschätzung denn als Grund zur Besorgnis“ wahrnimmt. Wird Katholizität als die Fähigkeit verstanden, in der Vielfalt das Verbindende zu erkennen und diese Vielfalt nicht durch Uniformität, sondern durch die Orientierung an der „sammelnden Mitte“ des Glaubens zusammenzuhalten, ist der Gedanke einer evangelischen Katholizität genauso nahe wie der komplementäre Gedanke einer katholischen Pluralismusfähigkeit. Zu den Aufgaben der Theologie zählt es in einer solchen Perspektive, die jeweils besondere kirchliche Identität daraufhin

auszulegen, was an ihr das Gemeinsame stärkt und die Einheit fördert. Doch die Orientierung an einem übergreifenden Konsens wird dabei den Reichtum unterschiedlicher Prägungen nicht schwächen, sondern ihm die Richtung weisen. Wenn unsere Kirchen gemeinsam Christus als das „versammelnde Zentrum“ bekennen, werden unterschiedliche Akzente dieses Zentrum nicht in Frage stellen, sondern zum Leuchten bringen.

Jeder von uns kennt persönliche Erfahrungen mit der Ökumene des Indikativs. Für mich ist das Zusammenwirken mit Karl Lehmann über viele Jahre zu einer solchen Erfahrung geworden. Aber wir kennen auch Marksteine der kirchlichen Entwicklung, in denen dieses Merkmal aufscheint. Die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von 1999 gehört genauso zu ihnen wie die Vereinbarung über die wechselseitige Anerkennung der Taufe von 2007. Auch wenn im Blick auf das Sakrament des Altars ein vergleichbarer Schritt wegen gravierender Unterschiede im Amtsverständnis noch nicht vollzogen wurde, sollte man das Erreichte nicht gering schätzen. Wo die Dankbarkeit dafür den ökumenischen Geist prägt, werden auch weitere Schritte möglich.

Ökumenisches Zusammenwirken zeigt sich heute nicht nur darin, dass die Kirchen sich gemeinsam öffentlich äußern. Es zeigt sich auch darin, wie wir uns im Leben der Gemeinden und in der Arbeit der Theologie den gemeinsamen Quellen des Glaubens zuwenden. Je mehr das gelingt, desto deutlich wird wechselseitiger Respekt für die kirchliche Identität der ökumenischen Partner wachsen.

Dankbar haben wir erlebt, wie die Migrationskrise ungeahnte Kräfte ökumenischen Zusammenwirkens frei gesetzt hat. Auch dieses Erlebnis gibt Grund zu einer Ökumene der Dankbarkeit. Luthers Formel, der Christ sei gerecht und Sünder zugleich, gilt auch für die Kirche. Auch das ökumenische Miteinander der Kirchen spiegelt nicht nur eine Geschichte der Schuld, sondern ebenso eine Geschichte der Gnade. Sie tritt ans Licht, wenn wir eine

Ökumene des Indikativs oder anders: eine Haltung ökumenischer Dankbarkeit entwickeln.

Es ist die ökumenische Initiative der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum, die solche Gedanken in mir wach ruft. Freilich liegt mir nicht nur eine allgemeine ökumenische Dankbarkeit am Herzen. Mein Dank ist konkret: ich bin bewegt von dem großen ökumenischen Geschenk, dessen Empfänger ich heute sein darf.